



«Herz allein genügt nicht.»

Die Politikphilosophin Katja Gentinetta ist im Wallis geboren und aufgewachsen. Seit über 25 Jahren wohnt sie in Lenzburg, über Jahre wirkte sie im Aargau. Heute publiziert sie, moderiert am Fernsehen die NZZ Standpunkte, berät als Managing Partner von GENTINETTA*SCHOLTEN Unternehmen und Organisationen in gesellschaftspolitischen Fragen und lehrt an den Universitäten St. Gallen, Zürich und Luzern. Von der Schweizer Wirtschaftselite fordert sie: «Mischt euch ein! Engagiert euch! Sonst verliert das Land seine Standortvorteile.» Ein Gespräch über die Krise der Demokratie, das Herz im Sozialstaat und die Freiheit und Verantwortung des Individuums.

- Worüber freuen Sie sich von Herzen?** Wenn jemandem, den ich mag, etwas gelungen ist.
- Ein Stein vom Herzen fällt Ihnen, wenn ...** ... ich etwas, wovor ich Bammel hatte, gut hinter mich gebracht habe.
- Was bricht Ihnen das Herz?** Wenn ich Menschen sehe, die einsam sind.
- Was bereuen Sie?** (Denkt lange nach) Wenig. Oder nichts Grosses. Das mag daran liegen, dass ich in schwierigen Fragen gründlich abwäge – und auch im Nachhinein weiss, warum ich so entschieden habe, selbst wenn der Entscheid falsch war. Ich sage mir dann: Es ist gut so, wie es ist (lacht).
- Was hat Sie vergangenes Jahr am meisten beschäftigt?** Die Weltlage: Die Entwicklung in den USA, das Gebaren in Russland, die Auswirkungen auf die politische Stabilität und auf die Demokratien in Europa.
- «Die Demokratie steht vor ihrer ersten Bewährungsprobe», schreiben Sie in Ihrem Buch «Worum es im Kern geht». Was gefährdet die Demokratien?** Die Art und Weise der Beeinflussung von Meinungen durch Informationsflüsse respektive Desinformationsflüssen. Und die Tatsache, dass die liberalen Demokratien im Westen bisher auf Basis von Stabilität und Wachstum funktioniert haben – beides ist für die Zukunft nicht ohne Weiteres gegeben.
- Die fortschreitende Globalisierung und Digitalisierung lösen Ängste aus. Viele fürchten um ihre Arbeitsplätze. Nun plädiert sogar der Anlagechef der CS für das bedingungslose Grundeinkommen, sonst komme es zu einer Rebellion. Sie sind dagegen. Wieso?** Jeder Sozialstaat garantiert ein Grundeinkommen. Selbst wer durch sämtliche Maschen fällt, bekommt am Ende Sozialhilfe. Dieses bedingte Grundeinkommen unterscheidet sich vom bedingungslosen darin, dass der Staat – und damit wir als Gesellschaft – einen Nachweis möchten, warum jemand zu unterstützen ist. Das ist der Kern jeder Solidargemeinschaft. Ich bin bereit zu helfen, wenn ich weiss, dass auch mir im Notfall geholfen wird. Wenn eine Gesellschaft ein bedingungsloses Grundeinkommen ausgibt, kann sie niemanden mehr in die Pflicht nehmen.
- Sie gehen von einem negativen Menschenbild aus. Die Befürworter sagen, die Menschen hätten dann mehr Zeit und würden z.B. Alte pflegen.** Menschen können gut und schlecht sein – wer von etwas anderem ausgeht, verkennt die Realität. Und: Der Mensch ist anpassungsfähig. Es gibt keinen Grund zur Annahme, dass durch die Ausschüttung eines bedingungslosen Grundeinkommens alle solidarischer und hilfsbereiter werden.

Mit anpassungsfähig meinen Sie einen Hang zur Faulheit?

Am ehesten Bequemlichkeit. Die Ökonomie kennt den schönen Begriff des «moral hazard», zu übersetzen mit moralischer Verführung. Das klassische Beispiel ist die Versicherung. Wenn ich mich versichern kann, kann ich mich risikoreicher verhalten. Ausserdem fordert das bedingungslose Grundeinkommen von der Allgemeinheit Garantien für den Einzelnen, ohne dass dieser dafür eine Mitverantwortung trägt. Man nimmt für sich die Freiheit und delegiert die Verantwortung dafür an die andern. Das geht nicht.

Viele werfen dem Sozialstaat Kalt-herzigkeit vor. Er gehe zu wenig auf die individuelle Situation ein.

Aus der Perspektive des Einzelnen mag das so erlebt werden. Das Wichtige ist jedoch, dass der Sozialstaat auf Regeln und Grundsätzen beruht, die wir als Gesellschaft festgelegt haben.

Wäre die Betrachtung des Einzelfalls nicht angemessener? Braucht der Sozialstaat nicht allgemein mehr Herz?

Der Sozialstaat würde ineffizient, willkürlich und ungerecht. Es ist die grosse Errungenschaft des Sozialstaats, dass Bedürftige nicht mehr abhängig sind von karitativen Organisationen oder Personen und ihrem Ermessen. Er muss alle gleich behandeln. Tut er das nicht, verliert die Gesellschaft das Vertrauen in ihn, und die Bereitschaft, ihn mit Steuern zu alimentieren, sinkt. Diese Zusammenhänge sind wichtig, und sie erfordern genauso viel Kopf wie Herz. Mit dem Herzen allein ist es nicht getan.

2002 haben Sie Ihre Dissertation über die Grenzen der Toleranz geschrieben. Würden Sie sie heute anders schreiben?

Nein. Die Toleranz beruht auf allgemeinen Prinzipien, die sich bewährt haben. Ihre Grenze war immer die Stabilität und das friedliche Zusammenleben der Gesellschaft – das zieht sich wie ein roter Faden durch die Geschichte, bis heute.

«Die Zeit» hat «Toleranz als sicherste Strategie» gegen Terror proklamiert. Müssen wir einfach toleranter werden, dann klappt es auch mit dem friedlichen Miteinander?

Das ist kein Rezept. Mehr Toleranz ist nicht grundsätzlich besser, im Gegenteil. Es geht vielmehr darum, sich darüber zu verständigen, wie wir zusammenleben wollen. Dazu gehört auch, festzulegen, gegenüber wem, bis wohin und warum eine Gesellschaft tolerant ist – und wo die Toleranz aufhört. Es muss einen Konsens über die Grenze der Toleranz geben. Denn darauf beruhen die Regeln unseres Zusammenlebens. Ist es in unserer Kultur beispielsweise gerechtfertigt, Praktiken und Sanktionen gutzuheissen – denken Sie an den Schwimmunterricht oder den Händedruck –, die das Prinzip der Gleichstellung der Geschlechter verletzen? Da muss ich als Frau sagen: Nein!

Im 2016 sorgten zwei muslimische Schüler der Sekundarschule Therwil, die ihrer Lehrerin den Handschlag verweigerten, schweizweit für heftige Debatten. So ein Aufstand wegen einer Lappalie?

Wenn ich weiss, dass mir jemand die Hand nicht reicht, weil ich eine Frau bin, dann möchte ich das hier in unserer Kultur nicht akzeptieren. Das ist ein Zustand, den wir in unserer Gesellschaft überwunden haben, durch lange, schwierige Kämpfe. Hinter diese Errungenschaft will ich nicht mehr zurück. Wir sollten nicht zulassen, dass eine politische Kultur überhandnimmt, die unsere Grundfeste aushöhlt: Respekt, Menschenwürde, Meinungsfreiheit, Demokratie und Rechtsstaatlichkeit.

Lassen Sie uns über die Verantwortung von Unternehmern reden. Sie fordern nicht mehr Herz in den Unternehmen, hatten Sie mir gesagt. Was ist so schlecht an beseelten Unternehmen?

Gegen beseelte Unternehmen – oder eher: Unternehmerinnen und Unternehmer – ist nichts einzuwenden. Ethik und moralisches Verhalten erwarte ich grundsätzlich von allen. Dennoch muss ein Unternehmer in erster Linie dafür sorgen, dass es dem Unternehmen gut geht, dass es Gewinn erwirtschaftet. Mit unmoralischem oder gar widerrechtlichem Geschäftsgebaren wird das ohnehin langfristig nicht möglich sein.

Es ist unmoralisch, Aktien von Goldminen anzubieten, in denen Kinder arbeiten.

Die Sensibilität für solche Fragen ist enorm gestiegen. Zum einen gibt es immer mehr Kapitalanlagen, die genau auf solche Dinge achten, zum anderen sind sich die Unternehmen des Reputationsrisikos durchaus bewusst.

«Mischt Euch ein!», fordern Sie von Unternehmern. Wo konkret sollen sie sich einmischen?

Ich postuliere den Citizen, den «Unternehmer-Bürger», der auch politische Haltung zeigt und sich in den öffentlichen politischen Diskurs einmischt, und zwar nicht nur in genuin standortpolitischen Fragen, wie etwa bei der Abzockerinitiative oder jetzt bei der Konzernverantwortungsinitiative. Denn politische Stabilität ist – mit Blick auf vergangene und angekündigte Volksinitiativen – der wichtigste Standortvorteil.

Die Konzernverantwortungsinitiative verlangt, dass Schweizer Unternehmen eine Sorgfaltsprüfung zu Menschenrechten und Umweltschutz einführen. Was halten Sie davon?

Das Grundanliegen ist sicherlich korrekt. Ich kann jedoch nur Verantwortung tragen, insoweit die Handlung wirklich in meinen Händen liegt. Die Initiative geht jedoch viel weiter. Sie will die Haftung auf alle Tochterunternehmen ausdehnen und die Sorgfaltspflicht auf alle Geschäftsbeziehungen. Das ist sehr weit gegriffen, für die Unternehmen fast unmöglich zu kontrollieren, und ausserdem nicht international koordiniert.

Welchen Weg würden Sie vorziehen?

Es wäre sinnvoller, die bestehenden Selbstregulierungen auch auf internationaler Ebene stärker zu verankern. Das Thema aber hierzulande so hoch aufzuhängen, und überdies Schweizer Recht auf alle anderen anzuwenden, ist auch juristisch heikel. Es ist wie in der Finanzmarktregulierung: Prescht ein Land überproportional vor, haben die eigenen Unternehmen das Nachsehen.

Apropos Finanzmarktregulierung – haben Sie noch Vertrauen in Banken?

Es gibt keinen Grund, ihnen das Vertrauen pauschal abzusprechen. Banken haben im Zuge der Finanzmarktkrise einen heftigen Spiegel vorgehalten bekommen. Nicht alle in gleichem Masse, das muss man auch betonen. Seither ist in Sachen Regulierung jedoch einiges gegangen.

Kommen Sie, die globalen Schulden liegen heute bei über 215 Billionen Dollar und damit 73 Billionen Dollar höher als zu Beginn der Finanzkrise 2007. Das entspricht rund 350 Prozent der globalen Wirtschaftsleistung. Wir sind längst wieder im selben Fahrwasser wie vor 2007, nur schlimmer.

Staatsverschuldung und Bankgeschäft kann man so nicht in einen Topf werfen. Nehmen wir Basel III: Die Eigenkapitalquote ist klar gestiegen; die Schweiz hat diese für ihre systemrelevanten Banken noch einmal deutlich erhöht. Sie müssen ausserdem ihre Notfallpläne, also gleichsam ihr eigenes «Testament», vorlegen. Sich jedoch allein auf die Regeln zu verlassen, wäre falsch, auch das ist eine Lehre aus der Finanzkrise: Kritische Distanz gegenüber dem eigenen Geschäft ist wichtig; den eigenen Risikoanalysen blind zu vertrauen, wäre zu einfach. Schliesslich muss man bei aller Compliance auch an die Ethik des Einzelnen appellieren.

Das spricht doch alles für ein neues Wertesystem.

Zielführender ist die Besinnung auf die Tugenden. Sie richten sich an das Individuum. Wir wissen eigentlich genau, was gut ist und was nicht. Jeder muss sich stets selbst überlegen, wie er sich verhält. Das fordert mehr Selbstreflexion als der grossspurige Appell an gesellschaftliche Werte.

Ob all der Krisen und Turbulenzen – wie kann sich der Mensch auf das Kommende vorbereiten?

Ich halte mich an die folgende Mischung: Bewährte Grundsätze im Auge behalten, offen und mit einer gewissen Distanz wahrnehmen, was passiert, und die nötige Flexibilität an den Tag legen – allerdings nur insoweit die Grundsätze eingehalten werden. Innerhalb dieses Korridors kann man offen sein, flexibel bleiben und an dem festhalten, was einem wichtig ist.